



---

## DER SOLITÄR

---

Matthias Brandt wurde 1961 als dritter Sohn von Rut und Willy Brandt geboren. Er studierte in Hannover Schauspiel und arbeitete am Theater, bevor ihm 2003 mit der TV-Produktion „Schatten der Macht“ der Durchbruch im Film gelang. Darin spielte er die Rolle des Spions Günter Guillaume - der Willy Brandt, damals Bundeskanzler, verriet. Matthias Brandt wurde vielfach ausgezeichnet. Im „Polizeiruf 110“ spielt er seit 2010 den Kommissar Hanns von Meuffels (neue Folge „Wölfe“ am 11. September, ARD). Er lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in Berlin.

---

# SEX- SYMBOL DER DENKENDEN FRAU

Das ist Matthias Brandt, seit er vor 13 Jahren seinen Durchbruch als Schauspieler hatte. Jetzt hat er einen Kurzgeschichtenband geschrieben. Über eine **Kindheit in den 60er- und 70er-Jahren** – die für ihn als Kanzlersohn nicht immer ganz normal war

TEXT BEATRIX GERSTBERGER

**E**s war das Jahr der ersten Mondlandung, als Matthias Brandt, bekleidet mit einem silberfarbenen und luftundurchlässigen Pyjama, den er für 19,90 Mark als Astronautenanzug gekauft hatte, allein und schwitzend in einem Bus der Linie 16 nach Hause fuhr und überlegte, ob es ihn wirklich gibt. Oder ob er, damals sieben Jahre alt, sich seine Existenz nur einbildete. „Mich von außen auf diese Art zu betrachten, ist mir sehr vertraut“, sagt Matthias Brandt, und dass es in dieser Hinsicht keinen wesentlichen

Unterschied zwischen dem Jungen von damals und dem Mann von heute gibt. Bis auf die Kostümierung vielleicht.

Nachdem er diese seelische Notwendigkeit klargestellt und sich hinter dem Teller mit Rote-Bete-Suppe zurechtgerückt hat, schaut Matthias Brandt, definitiv kein Freund von Verbrüderung, einen aus freundlich-distanzierten Augen an. Darin ist jene Nachdenklichkeit gemischt mit leisem Humor zu erkennen, die den Schauspieler langsam aber unaufhaltsam in den letzten Jahren zum Sexsymbol der denkenden Frau gemacht hat.

Aber das soll heute hier in einem Berliner Lokal nicht Thema sein, sondern die Vergangenheit, deren äußere Merkmale sind: Matthias Brandt, geboren am 7. Oktober 1961 als dritter Sohn der eleganten norwegischen Journalistin Rut und des vom Volk fast mystisch verehrten Willy Brandt. Aufgewachsen vom siebten bis zum dreizehnten Jahr seines Lebens in den Prillblumen-geschmückten und Capri-Sonne-getränkten späten 60er- und frühen 70er-Jahren in einer schläfrigen Stadt am Rhein namens Bonn.

Über diese Zeit will er reden und auch wieder nicht, was aber in seinem Fall kein Gegensatz ist, sondern quasi seine DNA, denn: „Ich habe oft Wahrnehmungen oder Gefühle, die einander widersprechen, aber gleichzeitig nebeneinander existieren. Ich erkenne Eindeutigkeit in den allerseltens-ten Fällen oder Situationen“, sagt er mit diesem Gesicht, das gleichermaßen uneindeutig und so beweglich ist, dass man Mühe hat, es eingehend zu betrachten.

Er hat also ein Buch mit dem Titel „Raumpatrouille“ über das geschrieben, was er den Ursprung seiner Erlebnis- und Gedankenwelt nennt, aus der er heute noch – auch als Schauspieler – schöpfe. Es sind die Jahre, die er als Kanzlersohn in einem großen weißen Haus in Bonn bringt, von dem er sagt, es sei eines gewesen, in dem sie einander oft verpasst hätten. Und darum geht es, um das Alleinsein, das Nebeneinanderher, das Suchen nach dem, was man ist, und dem, was man vermisst; und man könnte meinen, so ein Buch verrate viel über eine Familie, die immer auch eine öffentliche war, aber es ist keine Anekdotensammlung. ▶

Nichts hätte Matthias Brandt, der die Diskretion in Person ist, schlimmer gefunden. Und so hat er folgendes Vorwort geschrieben: „Alles, was ich erzähle, ist erfunden. Einiges davon habe ich erlebt. Manches von dem, was ich erlebt habe, hat stattgefunden.“

Nein, sagt er, er wolle sich damit nicht entziehen, aber er habe eine Verpflichtung, weil das, was er da erzähle, in einen zeithistorischen Zusammenhang gestellt werden könne und er sich ja auch die Freiheit genommen habe zu fantasieren. Zum Beispiel über den Beamten des Auswärtigen Amtes, der eine Hodenquetschung davontrug, weil er wie viele andere Männer, die den Vater besuchten, den Kopf des Sohnes tätschelte, was Brandts Hund Gabor nicht gefiel. Oder über seinen Mitschüler Ansgar, ein Außenseiter, den er zusammen mit den anderen quälte, weil es die einfachste Art war zu sein wie die anderen, und das war sein brennendster Wunsch. Denn auch, wenn er sich als nichts Besonderes empfindet: Er ist das Kind, das auf dem Schulweg an den Plakaten mit dem angestrengt lächelnden Herrn vorbeigeht, der noch zehn Minuten zuvor im Badezimmer an ihm vorbeigeknurrte. Er ist das Kind, dem bei einem Jahrmarktbesuch mit seinen Eltern

ein Eimer voller Lose gekauft wird und dem für ein Pressefoto dann der Hauptgewinn, ein großer rosa Teddybär in die Arme gepresst wird. „Und dann zum Riesenrad“, schreibt er. Mutter, Vater, Kind in die eine Gondel, Fotografen in eine andere. Winken. Zurück zu den Autos, Türen knallen, Motoren jaulen, Blaulicht blinkt, und es geht nach Hause. „Wir überholen alle anderen. Auf der Heimfahrt Schweigen.“

„Ich will mit solchen Sätzen nicht werten, was war“, sagt Matthias Brandt. Gut, er hat seine Familie mal eine dysfunktionale genannt, aber er will ein Gefühl entstehen lassen, das vielleicht auch andere Menschen kennen, wenn sie sich an ihre Kindheit erinnern, „auch wenn bei uns vielleicht ein paar Parameter anders waren“.

**M**anche seiner Sätze im Buch kommen so leise und fast minimal daher, wie er auch als Schauspieler arbeitet, aber diese Sätze erzählen wie nebenbei alles: Von der Mutter, die auf ihre Art dabei ist, sich aus einer Scheinwelt zu lösen, die von ihr Verstellung fordert. Von der Höhle, die er sich in einer Weide sucht, als sein Hund stirbt und er die Trauer mit keiner Bewegung seines Gesichtes zeigen will. Von dem Tag, als er sein bisheriges Ich hinter sich lassen will, um ein ganz anderer zu werden. Im Fußball, den er mehr als alles liebt und für den er wegen eines Augenfehlers so ungeeignet ist, dass er sich fragt: „Warum werde ich, wenn ich mein

Herz an etwas verschenke, nicht zurückgeliebt?“ Es ist besser, hat er damals schon geahnt, diese Frage im Leben nicht zu gründlich zu stellen.

Endlich als zuvor ewiger Ersatztorwart für ein Spiel aufgestellt, erscheint er im perfekten Torwart-Outfit. Lebensveränderungskleidung nennt er es. „Ich habe immer was gesucht, und dann wollte ich das auch immer zu hundert Prozent sein mit allem was dazugehört, auch im Äußeren“, sagt er heute. „Vielleicht ist es auch folgerichtig, dass ich in diesem Beruf gelandet bin aufgrund dieser Anlage.“

Das Spiel beginnt, die Mütze rutscht ihm über die Augen, er spürt seine Finger nicht in den Handschuhen, die Beine verknoten sich, Bälle fliegen in sein Tor, mitleidige Blicke treffen ihn. Am Ende bleibt ein Gefühl wie ein großer Liebeskummer „wegen der vielen Hoffnungen, die ich mit meiner neuen Existenz verbunden hatte, und die in der jetzigen Leere geendet waren“. Und dann kommt die große Wut. Und er zerstört alles, was ihn an diese enttäuschte Liebe erinnert.

„Ich war ziemlich jähzornig“, sagt Matthias Brandt, „und das bin ich immer noch.“ Wann? „Ich werde nicht sauer, wenn mir Sachen nicht gelingen, weil ich das mittlerweile als Normalzustand akzeptiert habe. Es wäre fatal, wenn ich da immer wütend würde“, sagt er und grinst. „Aber ich kann schwer die Klappe halten, wenn Leute ihre Macht ausspielen gegenüber denen, die sich nicht wehren können. Genau das empfinde ich als Vorteil meiner Herkunft: Ich bin total ▶



Er spielte bereits als Kind perfekt die Rolle des Kanzlersohns: Matthias Brandt in den späten 60er-Jahren mit Haustier und mit seinen Eltern **Rut und Willy Brandt**



**„ICH KANN SCHWER DIE KLAPPE HALTEN, WENN LEUTE IHRE MACHT AUSSPIELEN“**

# WAHRE VERBRECHEN. WAHRE GESCHICHTEN.

Das True-Crime-Magazin vom *stern*. Jetzt im Zeitschriften-Handel.



Jetzt 3x Crime testen unter [www.stern-crime.de/probieren](http://www.stern-crime.de/probieren)



## DAS BUCH

„Raumpatrouille“ ist eine von Fantasie getragene Reise durch eine Kindheit in den frühen 70ern, die zwar angesichts der Bewacher und Mächtigen, die das Kind umgeben, anders ist, aber doch in all ihren Nöten und Glücksmomenten vielen anderen aus jener Zeit ähnlich. Der Ton der Geschichten ist lakonisch, genau beobachtend, humorvoll. Und vor allem ist es ein Buch mit einigen sehr klugen Sätzen über das Leben. (erscheint am 8. September, 176 S., 18 Euro, KiWi) **BBBBB**

Zeitgleich erscheint das Album „Memory Boy“ (Roof Music) von Jens Thomas, dessen Songs sich auf die Geschichten im Buch beziehen (und umgekehrt). Mit Lesung und Musik gehen Brandt und Thomas auch auf Tour. Infos und Termine unter [www.brandt-raumpatrouille.de](http://www.brandt-raumpatrouille.de)

immun gegen Machtgeschichten, weil ich früh mit jemandem in Verbindung war, der wirklich Macht hatte. Meistens hat man es ja mit Leuten zu tun, die denken nur, sie hätten Macht.“

Wie Machtspiele unter wirklich Mächtigen funktionieren, beschreibt er in einem Kapitel über den Versuch einer Radtour mit Willy Brandt und Herbert Wehner. Mitarbeiter der beiden waren auf die Idee gekommen, dass eine gemeinsame Radtour deren Verhältnis entspannen könnte. Von der Teilnahme des Sohnes versprachen sich alle eine Art disziplinierende Wirkung. Der sah sich eher als Zeremonienmeister, bis er entdeckte, dass die Fahrfähigkeiten seines Vaters nicht die besten waren. „Es war für mich deutlich zu erkennen, was passieren wird“, sagt er. „Und ich wollte einen

geliebten Menschen davor bewahren, worauf er gerade zusteuerte.“ Willy Brandt stürzt. Der Vater liegt wie ein hilfloser Käfer am Rand eines Möhrenfeldes, während Wehner monologisierend weiterredet. Ein zweimaliges „Scheiße“, der Vater steht auf und geht, ohne jemanden eines Blickes zu würdigen, zum Haus zurück. „Ich hätte besser auf ihn aufpassen müssen, dachte ich noch.“

Viel ist geschrieben worden über die innere Abwesenheit Willy Brandts, auch seiner Familie gegenüber, oft ist Matthias Brandt dazu befragt worden, bis er klar machen konnte, dass er nicht immerzu über einen anderen definiert werden möchte, auch wenn der einen Teil seiner Biografie ausmacht. Behutsam, fast tastend, zeichnet er aber in seinem Buch das Bild eines taumelnden Mannes, gelähmt vom Leben und ein schwer zu knackendes Menschenrätsel. Der Vater im Buch ist einer, der meist draußen steht und dem Familienleben nur zuschaut. Am Frühstückstisch finden sich von ihm nur Brötchenreste und fünf Kippen halb gerauchter „Lord Extra“ oder „Attika“, und als der Vater ihm eine leere Zigarillo-Blechsachtel schenkt, freut sich Matthias Brandt zwar darüber, hat aber im nächsten Moment das Gefühl, ihm dafür etwas schuldig zu sein.

Einmal wagt er es, sich mit einem Kinderbuch in sein Zimmer zu schleichen, er nennt es eine kleine dunkle Schleuse in die väterliche Welt. Der Vater sitzt schnarchend am Schreibtisch. Das Kind setzt sich aufs Sofa und schaut ihm zu. Der Vater erwacht. „Kannst du mir vorlesen?“, fragt das Kind, der Vater verlässt wortlos das Zimmer. Das Kind schwitzt vor Scham, will weglafen und bleibt doch erstarrt sitzen. Der Vater kommt mit einem Glas Rotwein zurück. „Er schaute kurz so, als ob er sich zu erinnern versuchte, wer ich sei.“ Und liest vor. Das Kind wuschelt langsam mit dem Kopf in seinen Schoß, schaut von unten auf die ledrigen Wangen mit den grauen Bartstoppeln und ist kurz versucht, sie zu berühren. Es ist ein Moment, der für Matthias Brandt so kostbar ist, dass er ihn nicht mehr loslassen möchte.

Was ist geblieben von diesem Kind, das er war? „Der volle Kopf“, sagt er. „Man

lebt ja so das Leben, das man lebt, und viele Leben nicht, und deshalb ist es schon immer so gewesen, dass ich mir ganz schlecht einfach so Leute angucken kann, ohne mir zu überlegen, wie es wäre, die zu sein. Manchmal ist das anstrengend.“

**E**r schweigt. Lange. Er geht großzügig mit Pausen um, man kann seinen Gedanken beim Entstehen zusehen und sie am Ende wie vorsichtig über den Tisch entgegenrollende Murmeln in Empfang nehmen.

„Ich glaube, ich bin ein Solitär“, sagt Matthias Brandt. „Und zwar nicht im Sinn von besonders toll, sondern einzeln. Es gibt wahnsinnig viele Sinneseindrücke und offenbar eine unterentwickelte Möglichkeit bei mir, die zu selektieren. Ich brauche das Alleinsein, auch manchmal innerhalb der Familie, um alles, was auf mich einströmt, verarbeiten zu können. Ich fühle mich unwohl, wenn ich dafür keinen Raum habe.“

Es gibt diese Nacht in seiner Kindheit, als er bei einem Freund schläft und wimmernd aufwacht. Am Tag noch ist ihm das Leben in dieser Familie so viel erstrebenswerter als seines erschienen. Ein Leben mit Frotteebezug auf dem Toilettendeckel und farblich passendem Teppich davor, „Drei mal Neun“ auf dem Sofa anschauen, alle pfeifen die Titelmelodie mit, es gibt Salamibrote mit fächerförmig aufgeschnittenen Gewürzgerken. Für alles gibt es in dieser Familie einen festen Platz und Ablauf ohne jegliche Gefahr der Abweichung. Es ist eine Art zu leben, die seine Eltern ihm nicht geben.

Doch in der Nacht sehnt er sich plötzlich nach seinem Zuhause, „der Weite, dem Alleinsein, das keine Einsamkeit war“. Er kehrt morgens in das große weiße Haus zurück, in dem sie sich alle so leicht verpassen, der Hund begrüßt ihn, und er weiß: „Hier wollte ich sein. Bei ihnen. Für mich. Nirgendwo sonst.“ **B**



**Beatrix Gerstberger** traf Brandt schon einmal vor neun Jahren und war wieder begeistert von dessen Bescheidenheit, Ehrlichkeit und ab und zu aufflackernder Schüchternheit.